Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 4 (1881-1882)

Artikel: Die Insel Ceylon
Autor: Müller, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-320930

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beilagen.

Beilage Nr. 1.

Die Insel Ceylon.

Vortrag gehalten von P.-D. Dr. *E. Müller*, in der Jahresversammlung am 16. Mai 1881.

Wenn wir die Geschichte der asiatischen Länder mit der der europäischen vergleichen, so fällt uns auf den ersten Blick auf, dass die ersteren trotz der vielen Wechsel, die sie im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht haben, doch im Allgemeinen sich viel mehr gleich geblieben sind und dass auch die grössten Umwälzungen an ihnen ziemlich spurlos vorübergehen. Dies zeigt sich namentlich in China, dem ungeheuren Reiche des Ostens, welches sich seit Jahrhunderten fast unverändert erhalten hat, ferner in den meisten Ländern Centralasiens und wenn auch in geringerem Grade in Indien. Das innere Leben des Volkes wird durch äussere Verhältnisse viel weniger berührt, als bei uns im Abendlande und wenn es je einmal durch politische oder religiöse Verwicklungen influenzirt wird, so können wir immer das Bestreben beobachten, so bald als möglich in die alten Formen zurückzukehren. Obgleich der grösste Theil von Indien jetzt unter europäischer Herrschaft ist, so ist doch die europäische Cultur fast gar nicht eingedrungen, sie scheitert an einem gewissen passiven Widerstande, den der Orientale allem Neuen und allem Fremden entgegensetzt, wenn es ihm nicht mit Gewalt aufgezwungen wird. Abgesehen von den grossen Städten, wo sich natürlich Alles mehr den Bedürfnissen der Europäer angewöhnt, ist das Leben in Indien noch ziemlich dasselbe, wie es vor tausend Jahren gewesen ist, die Hauptnahrungsmittel sind dieselben und auch die socialen Verhältnisse haben sich nicht wesentlich verändert. Allein in religiöser

Beziehung ist ein Wechsel zu konstatiren, der aber, abgesehen von der Bekehrung Einzelner zum Christenthum, viel mehr allmälig und schrittweise vor sich geht als in Europa. Der Buddhismus ist jetzt jedenfalls über 2000 Jahre alt, wenn sich auch das genannte Alter noch nicht mit Sicherheit angeben lässt, also älter als das Christenthum, und doch hat er viel weniger Phasen in seiner Entwicklung durchgemacht. Nur in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens gab es Streitigkeiten in der buddhistischen Kirche und in Folge derselben Kirchenversammlungen, auf denen diese erörtert und der Kanon festgesetzt wurde. Die letzte dieser Kirchenversammlungen war im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und seitdem ist nichts mehr in der Verfassung der buddhistischen Kirche geändert worden, obgleich sich dieselbe über ganz Ostasien verbreitet hat.

Die Urheimat des Buddhismus ist im Norden von Indien am Ganges, doch ist er dort gerade am frühesten wieder verschwunden. Dagegen hat er sich ununterbrochen und auch ziemlich unverändert erhalten in Birma und Siam in Hinterindien und dann auf der Insel Ceylon, die jetzt eigentlich als seine Heimat gilt. Die Geschichte Ceylons fängt erst mit dem Zeitpunkt an, wo das Land durch die Apostel des Königs Asoka zum Buddhismus bekehrt wurde, Alles, was vorhergeht, gehört mehr oder weniger in den Bereich der Fabel. Von da an ist die buddhistische Religion in Ceylon die herrschende gewesen, auch nachdem sie von Indien vollständig vertrieben, und auch jetzt noch sind die Buddhisten bedeutend in der Mehrzahl, obgleich einzelne Distrikte schon zur Zeit der Portugiesen zum Christenthum übergetreten sind.

Ceylon ist wahrscheinlich nicht von jeher eine Insel gewesen. Die sogenannte Adamsbrücke, welche jetzt noch den Durchgang zwischen Indien und Ceylon für grössere Schiffe unmöglich macht, hat wahrscheinlich ursprünglich einen Uebergang zum Festland gebildet und ist erst allmälig vom Wasser weggeschwemmt worden. Dies muss jedoch schon in vorhistorischer Zeit geschehen sein, denn die älteste Tradition, die wir besitzen, und die in allen einheimischen Geschichtswerken übereinstimmt, sagt ausdrücklich, dass die ersten Einwanderer von Indien mit Schiffen nach Ceylon gekommen sind. Von welchem Theil von Indien sie kamen, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Doch ist nicht anzunehmen, dass sie direkt von Norden kamen, da dies für damalige Zeiten eine zu lange Seereise voraussetzen würde. Es ist am wahrscheinlichsten, dass sie von einem der nächsten Punkte an der südindischen Küste kamen und an den Inseln Ramisseram, welche jetzt noch die Adamsbrücke bezeichnen, entlang bis zu der grossen Insel gelangt sind, welche das Ziel ihrer Seefahrt

war. Trotzdem waren es nicht Autochthonen des südlichen Indiens, denn die Gesichtsbildung, sowohl wie die Sprache der Singhalesen beweisen unwiderleglich, dass sie mit den Stämmen des nördlichen Indiens verwandt sind. Als die Zeit der Einwanderung wird von den Chroniken einstimmig das Jahr 543 vor Chr. Geb. angegeben, dasselbe Jahr, in welchem Buddha gestorben, oder vielmehr in das Nirvâna eingezogen sein soll. An die Einwanderung knüpft sich auch die Sage über die Entstehung des Namens Ceylon. Der Name bedeutet Heimath des Löwen, da es aber in Ceylon keine Löwen gibt und auch nie gegeben hat, so erfand man die Sage, dass Vijaya, der Anführer der Einwanderer, von einem Löwen abstamme und der Insel den Namen gegeben habe. Die Urbevölkerung von Ceylon soll aus Dämonen und Schlangen bestanden haben, die von den Einwanderern in kurzer Zeit ausgerottet wurden. Noch jetzt findet man in den Urwäldern des östlichen Ceylon eine wilde Bevölkerung, die sog. Veddahs, die eine eigenthümliche, von dem Singhalesischen verschiedene Sprache reden, und es ist wahrscheinlich, dass diese die Nachkommen der Urbewohner sind. Doch ist es noch keinem Europäer gelungen, in näheren Verkehr mit ihnen zu treten, da sie in der Regel davon laufen, wenn Fremde sich nahen. Als der Prinz von Wales Ceylon besuchte, wurden einige davon eingefangen und sollten sich vor ihm im Bogenschiessen produziren, weil man glaubte, dass sie darin besonders Vorzügliches leisteten; doch stellte sich bei dieser Gelegenheit das Gegentheil heraus. Als der Prinz ihnen dann Geschenke machen wollte, hauptsächlich Schmucksachen und Ackergeräthschaften, schlugen sie Alles aus, nahmen jedoch mit Vergnügen die dargereichten Kokusnüsse an.

Derjenige Theil von Ceylon, welcher die ersten Spuren von Civilisation trägt, ist die nördliche Ebene und zwar gerade diejenige Gegend, die jetzt am dünnsten bevölkert und am meisten als ungesund verrufen ist. Wo früher blühende Städte waren mit vielen Tausenden von Einwohnern, ist jetzt nur undurchdringliches Dickicht oder Morast; von einzelnen dieser Städte sind noch Ruinen vorhanden, andere aber sind spurlos verschwunden, und nur der Name klingt noch im Volksmunde nach. Man hat diesen Umstand dadurch zu erklären versucht, dass man annahm, dass die Ansiedler durch die fortgesetzten Einfälle der feindlichen Malabarstämme aus Südindien mehr und mehr aus der Ebene in das Gebirge gedrängt worden seien und dadurch der nördliche Theil vollständig verödet sei. Das Fieber sei dann erst in Folge der Vernachlässigung entstanden, indem die Teiche und Kanäle allmälig austrockneten oder sich in Sümpfe verwandelten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die feindlichen Eroberer viel an

der Verödung des Landes Schuld tragen, um so mehr, als die Singhalesen nie eine sehr kriegerische Nation waren und von jeher lieber davon gelaufen sind, als sich zu wehren. Aber dieser Umstand allein erklärt die Sache doch nicht hinlänglich, es muss auch Krankheit und Misswachs dazu gekommen sein, oder vielleicht vertrieb die Tyrannei der singhalesischen Könige ihre eigenen Unterthanen aus dem Lande, denn zur Konstruktion und Instandhaltung dieser kolossalen Wasserwerke, deren Trümmer wir jetzt noch bewundern, war eine so bedeutende Anzahl von Menschen erforderlich, dass wir nicht umhin können anzunehmen, dass der grössere Theil der Bevölkerung fortwährend Frohndienste leisten musste. Sobald der unbedingte Gehorsam dem König verweigert wurde, mussten diese Wasserwerke nothwendiger Weise in Verfall gerathen und dadurch hörte die Möglichkeit auf, eine so ansehnliche Bevölkerung zu ernähren, denn in einem Lande, wo es manchmal über ein Jahr lang nicht regnet, ist man natürlich auf künstliche Bewässerung angewiesen. Auch in gegenwärtigem Augenblick, wo doch die ungleich fruchtbareren Küstendistrikte angebaut sind, was damals nicht der Fall war, ist Ceylon für einen grossen Theil seines Bedarfs an Reis auf Indien angewiesen, da es selbst nicht genug produziren kann.

Dass die Auswanderung von Norden nach Süden allmälig stattfand, kann man daraus ersehen, dass die Hauptstadt von Anuradhapura, wo sie zuerst war, nicht sofort in's Gebirge verlegt wurde, sondern zunächst (im 8. Jahrhundert) nach Pulastipura, welches ebenfalls noch in der nördlichen Ebene liegt, aber mehr nach Südost zu. Dort blieb sie bis zum Jahre 1300 und wurde dann nach einander an verschiedene Orte des Gebirges verlegt, bis durch die Ankunft der Europäer dem singhalesischen Königthum ein Ende gemacht wurde.

Das einzige wichtige Ereigniss in dieser langen Periode von nahezu 2000 Jahren ist, wie bereits bemerkt, die Einführung des Buddhismus durch Mahinda und Sanghamitta, die Kinder des Königs Asoka, im Jahre 307 v. C. Die Chroniken von Ceylon widmen diesem Ereigniss allein mehr Raum, als der ganzen übrigen Geschichte zusammen. Ueber die Religion der ersten Einwanderer verlautet Nichts, vermuthlich waren sie Brahmanen, doch jedenfalls nicht orthodox, den nirgends wurde der Buddhismus mit grösserm Enthusiasmus aufgenommen als in Ceylon. In unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich das ganze Land mit Tempeln und Dâgobas, d. h. Reliquienschreinen, sowie Abbildern von Buddha, und noch jetzt stösst man in der Umgegend von Anuradhapura bei jedem Schritt auf die Ueberreste dieser Heiligthümer. Das älteste unter diesen, nicht nur in Ceylon, sondern in ganz Indien, ist das Thûparâma bei Anuradhapura,

welches von König Tissa erbaut wurde, um einen Halswirbel Buddhas darin aufzubewahren, den ihm Mahinda von Indien mitgebracht hatte. Die ursprüngliche Einrichtung eines Tempels, so wie sie von Buddha selbst vorgeschrieben wurde, zeichnet sich durch ihre grosse Einfachheit aus; der Name Pansala, welcher die Wohnung des Priesters bezeichnet, bedeutet ursprünglich eine Laubhütte, und es ist wahrscheinlich, dass die Priester im Anfang in solchen Hütten gewohnt haben, natürlich nur während der trocknen Jahreszeit, später wurde der Name dann auch auf massive Häuser übertragen. Das Haus eines Priesters soll nur 12 Spannen lang, 7 Spannen breit sein. Die grosse Mehrzahl der Tempel ist in Felsen angelegt, so dass die Rückseite und das Dach vom Felsen selbst gebildet wird, und nur die Vorderfront ist aus Mauerwerk oder Lehm gebaut. Nach einer singhalesischen Chronik soll allein König Tissa, unter dessen Regierung der Buddhismus eingeführt wurde, 84,000 solcher Tempel errichtet haben. Einer spätern Phase in der Entwicklung des Buddhismus gehören dann die Klöster an, von denen König Tissa nur 2 errichtete, eines in Anuradhapura und das andere auf dem hohen Felsen bei Mihintale, wo der Apostel Mahinda gestorben war. Das letztere ist der interessanteste Tempel in Ceylon, ein einzelstehender Kegel über 1000′ hoch, in der grossen nördlichen Ebene, 8 englische Meilen von Anuradhapura. Zu dem Tempel führt auf der nördlichen Seite eine Treppe von 1800 Stufen, theils in den Felsen gehauen, theils aus Granitplatten bestehend, die im Jahre 8 unserer Zeitrechnung angelegt sein soll und jetzt noch gut erhalten ist. Von oben geniesst man eine prachtvolle Aussicht über die ganze nördliche Ebene von einem Meer zum andern. Dort befindet sich auf einem kleinen Plateau das Ambasthala Dâgoba, welches den Ort bezeichnet, wo Mahinda zum ersten Mal den König Tissa antraf und zum Buddhismus bekehrte. Die Stadt Anuradhapura enthält eine Anzahl von Dâgobas, die noch jetzt sämmtlich erhalten, aber grösstentheils mit Gestrüpp überwachsen sind, so dass sich die ursprüngliche Form kaum noch erkennen lässt. Das berühmteste ist das Ruanwaeli Dâgoba, erbaut im Jahre 166 von König Dutthagamini, welches jetzt ausgegraben und theilweise restaurirt worden ist. Dort sind auch viele interessante Skulpturen aus der frühesten buddhistischen Zeit gefunden worden, von denen ich einige Abbildungen mitgebracht habe. Ein anderes berühmtes Dâgoba ist das von Tissamahârâma im südlichen Theile der Insel, welches im Jahr 285 vor Christi angefangen wurde und jetzt vollständig restaurirt ist. Es ist beinahe 400′ hoch und hat an der Basis einen Durchmesser von 320′.

Die innere Einrichtung der buddhistischen Tempel ist sehr verschieden, je nach der Grösse und Bedeutung und besonders nach den Vermögensverhältnissen der umwohnenden Bevölkerung. Die Wände sind gewöhnlich bemalt mit Figuren und Illustrationen aus dem Leben Buddhas oder aus den sog. Jatakâs, d. h. den frühern Existenzen, die Buddha durchgemacht hat nach der Theorie von der Seelenwanderung. In einem nur schwach erleuchteten Raume, der durch einen Vorhang abgeschlossen wird, sind eine oder mehrere Statuen Buddhas in stehender, sitzender oder liegender Stellung entweder aus dem Felsen selbst gehauen oder in Lehm nachgebildet. Daneben findet sich oft auch Vishnu, obgleich diesem eigentlich in der buddhistischen Religion kein Platz gebührt; es ist dies eine Gestalt, die aus der Hindureligion herübergenommen ist. In einem Tempel in Matara an der Südküste der Insel, der früher ein Hindutempel war, jetzt aber den Buddhisten gehört, kann man sogar noch Ganesa sowie den heiligen Stier von Tanjore und andere Emblemen des Sivaismus antreffen, die die Buddhisten durchaus nicht in ihrer Andacht zu stören scheinen. Die Opfer bestehen meistens aus Blumen, die alle Tage erneuert werden, und aus Kupfermünzen, seltener auch aus Lebensmitteln. Die Priester sollen nach dem Gebote Buddhas kein Besitzthum haben, sondern ausschliesslich von Almosen leben; früher galt es als eine der Pflichten der singhalesischen Könige, für die Priester zu sorgen, jetzt wo es keine Könige mehr gibt, lebt ein Theil der Priester wirklich von den Gaben, die ihnen theils in den Tempel gebracht, theils an den Thüren der Häuser gespendet werden; einzelne Tempel hingegen verfügen über einen bedeutenden Grundbesitz, der ihnen als unantastbares Privilegium von irgend einem Könige vermacht worden ist und wovon die Priester die Einkünfte beziehen. Die alten Könige suchten einander in der Freigebigkeit gegen die Priester förmlich zu überbieten und bedachten nicht, wie wenig diese Handlungsweise mit den Absichten des Gründers der buddhistischen Religion übereinstimmte. Die Schenkungsurkunden sind gewöhnlich auf einen Felsen oder in späterer Zeit auf einen Pfeiler in der Nähe des Tempels eingegraben und haben eine ganz bestimmte Terminologie, die im Laufe der Jahrhunderte nur wenig wechselte. Auf einer Seite des Pfeilers ist gewöhnlich Sonne und Mond abgebildet als Sinnbild der Ewigkeit und auf der andern der Hund und der Rabe als Sinnbild der Vergänglichkeit; dazu stehen die Worte: Wer dieses Privilegium schützt, der soll leben so lange wie Sonne und Mond bestehen, wer es aber antastet, der soll vergehen wie der Hund und der Rabe.

Im Grossen und Ganzen ist die buddhistische Priesterschaft von den singhalesischen Königen immer protegirt worden, dagegen hatte sie um so mehr von den fremden Eroberern zu leiden, die zu wiederholten Malen von der südindischen Küste herüberkamen und das ganze Land überschwemmten. Die erste dieser Tamileinwanderungen fällt in das Jahr 237 vor Christus; ein Söldnerhaufe im Dienste des Königs Suratissa, ermordete diesen und behauptete 20 Jahre lang die Herrschaft über Ceylon, bis er endlich von den Anhängern der legitimen Dynastie wieder vertrieben wurde; aber schon 10 Jahre später wurde ein neuer Versuch gemacht und zwar mit solchem Erfolg, dass die Tamilherrschaft sich diesmal über den ganzen nördlichen Theil der Insel verbreitete und 40 Jahre lang bestehen blieb. Diesesmal kam die Rettung aus dem Süden, wo schon seit einem Jahrhundert ein selbständiges singhalesisches Königthum bestand. Dutthagâmini zog dem Heere der Fremdlinge entgegen und erschlug ihren König Elâro im Zweikampf; darauf gelang es ihm in kurzer Zeit die ganze Insel zurückzuerobern und zum Andenken an seinen Sieg erbaute er das Ruanwaeli Dâgoba in Anuradhapura. In den folgenden Jahrhunderten unternahmen dann die Tamils noch wiederholt grössere und kleinere Raubzüge, bis es ihnen im 8. Jahrhundert gelang, sich fast des ganzen Küstengebietes zu bemächtigen, wodurch die singhalesischen Könige gezwungen wurden, ihren Sitz von Anuradhapura nach Pulastipura zu verlegen. Dort wurden grosse Wasserwerke angelegt und grosse Paläste gebaut, welche die der alten Stadt noch an Pracht übertrafen und deren Ruinen jetzt noch von höchstem Interesse sind. Die Architektur ist zwar nicht so stylvoll wie in Anuradhapura, sie ist vielmehr eine Nachahmung derjenigen, die im Mittelalter in Indien gebräuchlich war, aber es ist desshalb von hohem Interesse, weil die Gebäude noch vollständig erhalten sind, während wir in Anuradhapura nur aus der Anordnung der Säulen auf den Bau des Ganzen schliessen können. Die Ruinen von Pulastipura nehmen, soweit sie bis jetzt ausgegraben sind, eine Länge von $1^1/_2$ englischen Meilen ein, es ist dies aber eigentlich nur eine Strasse, d. h. eine fortlaufende Reihe von Gebäuden, die man bei Gelegenheit des Besuchs des Prinzen von Wales ausgegraben hat, weil sie zunächst am Ufer des Teiches stehen und daher am leichtesten zugänglich sind; dort ist unter andern Gebäuden der berühmte Dalada Maligâwa, der Palast, wo der heilige Zahn Buddhas aufbewahrt wurde, welcher jetzt in Kandy ist. Dieser Zahn hat eine merkwürdige Geschichte: derselbe wurde im Jahre 311 nach Ceylon gebracht, durch eine Prinzessin von Kalinga, die ihn in ihren Haaren verborgen hatte, um ihn vor den Feinden ihres Vaters zu retten. Er wurde dann nacheinander in Anuradhapura, Pulastipura aufbewahrt

bis ihn die Tamils im Jahr 1315 zurückeroberten und wieder mit nach Indien nahmen. Später kam er nach Jaffna im Norden von Ceylon und wurde dort im Jahr 1560 von den Portugiesen gefunden, welche unter Konstantin de Braganza Jaffna einnahmen. Der König von Pegu, ein Buddhist, der davon gehört hatte, offerirte ein enormes Lösegeld für den Zahn, und die portugiesischen Anführer waren alle darüber einig, es anzunehmen, nur der Erzbischof leistete Widerstand. Auf seinen Wunsch musste der Vicekönig das Anerbieten des Königs von Pegu ausschlagen, der Erzbischof, in Gegenwart des versammelten vicekönigliehen Hofes, that den Zahn in einen Mörser und zerstiess ihn zu Pulver, das Pulver wurde dann verbrannt und die Asche in's Meer gestreut. Auf diese Weise glaubte man ihn gründlich vernichtet zu haben, aber es dauerte nicht lange, so trat Jemand mit der Behauptung auf, er besitze den richtigen Zahn, und jener, der von den Portugiesen vernichtet war, sei nur ein falscher gewesen. Dem König von Pegu war von den Astrologen geweissagt worden, dass er eine singhalesische Prinzessin heirathen sollte, und im Jahre 1566 hielt er um sie an. Der damalige König von Ceylon, Don Juan Dharmapâla, war kinderlos, doch um die Gesandten des Königs von Pegu nicht unverrichteter Sache abziehen zu lassen, gab er die Tochter eines seiner Minister für seine eigene aus und versprach ihr den heiligen Zahn als Mitgift. Die Gesandten liessen sich täuschen, nahmen die Tochter und den Zahn in Empfang und kehrten nach Pegu zurück, wo die Hochzeit mit allem möglichen Pomp gefeiert wurde. Als der König von Kandy, Wikramabâhu, von dem Betrug erfuhr, den sein Vetter Don Juan Dharmapâla an dem König von Pegu verübt hatte, setzte er diesen sofort davon in Kenntniss und offerirte ihm gewissermassen zur Entschädigung seine eigene Tochter und den wirklichen Zahn als Mitgift, den er zu haben behauptete. Doch der König von Pegu wollte nichts davon wissen und desshalb blieb dieser Zahn in Kandy, wo er auch heutigen Tages noch ist und von den Buddhisten als Heiligthum verehrt wird. Es ist ein Stück Elfenbein, etwa 2 Zoll lang und $^3/_4$ Zoll breit, von gelblicher Farbe und gleicht jedenfalls nicht einem menschlichen Zahn; er wird aufbewahrt in dem Kelche einer goldenen Lotusblume, welche in einem glockenförmigen Behälter steckt, reich mit Edelsteinen verziert. Bis vor wenigen Jahren noch war der jeweilige englische Gouverneur im Besitz der Schlüssel zu dem Gemach, in welchem der Zahn aufbewahrt wird und galt als der spezielle Hüter desselben, doch in Folge der Remonstrationen der christlichen Vereine in England hat dieser Gebrauch jetzt aufgehört.

Die Zeit vom 8. bis 10. Jahrhundert ist eine Periode fortwährender Kämpfe zwischen den Singhalesen und Tamil, in welchen die ersteren in der Regel die Unterliegenden sind; zu verschiedenen Malen wurde der König gefangen nach Indien geführt und musste mit einem schweren Lösegeld freigekauft werden. Im Jahr 1023 eroberten die Tamils die Hauptstadt Pulastipura und setzten einen Vicekönig ein, der 30 Jahre dort regierte. Auch damals war nur der südliche Theil der Insel noch unter singhalesischer Herrschaft, und von dort aus wurde die Insel zurückerobert. Doch dauerte es über 100 Jahre bis der Norden wieder in den Händen der Singhalesen war und ein König in Pulastipura gekrönt werden konnte. Dies war der berühmte Parâkramabâhu, der zum letzten Male die ganze Insel unter seinem Scepter vereinigte. Er unternahm auch mehrere Feldzüge nach Indien und rächte sich an den Tamils für das namenlose Elend, das sie seinem Heimathlande zugefügt hatten. Auf ihn folgten eine Reihe unbedeutender Herrscher, und bald zerspaltete sich das Land in verschiedene kleine Königreiche. In Folge neuer Einfälle der Tamils wurde die Hauptstadt nun ganz in's Gebirge verlegt und damit der Norden gewissermassen preisgegeben. Die Tamil-Bevölkerung setzte sich daselbst fest und ist auch jetzt ziemlich ausschliesslich dort anzutreffen. Die kleinen singhalesischen Herrscher im Süden erkannten dem Namen nach die Oberhoheit des Königs in Cotta an und waren verpflichtet, ihm einen Tribut zu zahlen, den sie jedoch oft nicht entrichteten, so dass es immerwährend zu Streitigkeiten zwischen ihnen kam. Da keine Autorität mehr im Lande war, so wurden auch die Wasserwerke nicht mehr unterhalten, und so kam es, dass schon im 14. Jahrhundert Ceylon anfing, seinen Bedarf an Reis zum Theil aus Indien zu beziehen. In diese Zeit fällt das erste Erscheinen der Portugiesen in den östlichen Gewässern. Vasco de Gama landete im Jahr 1498 in Calicut, und bald darauf, im Jahr 1505, erschien Lorenzo de Almeyda, der Sohn des Vicekönigs von Indien, im Hafen von Point de Galle. Doch machten die Portugiesen damals noch keinen Versuch, sich in Ceylon festzusetzen, obgleich die Einwohner sich ihnen gar nicht feindlich zeigten, und erst 12 Jahre später wurde eine Expedition vom Vicekönig ausgesandt, mit dem ausgesprochenen Zweck, eine Faktorei in Colombo zu gründen. Nach kurzem Widerstande ergab sich der König von Cotta in sein Schicksal, ein Vasall von Portugal zu sein und einen jährlichen Tribut von Zimmt und Elephanten zu zahlen, und die Portugiesen fingen nun an, ihre Faktorei mit Fortifikationen zu umgeben. Die Einwohner der Gebirgsgegenden hielten sich jedoch durch die Unterwerfung des Königs von Cotta nicht gebunden, sondern organisirten Widerstand auf

eigene Faust, wobei sie durch Hülfstruppen aus Indien unterstützt wurden. Dreimal versuchten sie es, die Portugiesen aus ihren Forts bei Colombo zu vertreiben, das letzte Mal im Jahr 1540, und wurden jedesmal mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen, so dass sie schliesslich um Frieden bitten mussten. Der König von Cotta war ganz in den Händen der Portugiesen, und um dieselben zu veranlassen, seinen Enkel zu seinem Nachfolger einzusetzen, schickte er eine goldene Statue desselben nach Lissabon, die dort vom König Johann III. gekrönt wurde, in Folge dessen der junge Prinz den Namen Don Juan Dharmapâla erhielt. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Anzahl Franziskanermönche von Portugal nach Colombo geschickt, die dort die erste christliche Gemeinde gründeten. Als kurz darauf der König von Kandy gestorben war, erhob sich die nationale Partei von Neuem und zerstörte alle Ansiedelungen der Portugiesen auf der Westküste der Insel und ermordete die christlichen Einwohner. Raja Singha schwang sich zum Anführer empor und vertrieb den König von Kandy, der zu den Portugiesen nach Mannar floh und sich dort nebst seiner Tochter taufen liess; er nahm den Namen Don Philipp an zu Ehren Philipp II., der eben die Krone von Portugal mit derjenigen von Spanien vereinigt hatte, und sie den Namen Donna Katharina, unter welchem sie später Königin wurde. Raja Singha wurde dann, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Colombo zu erobern, durch Vimala Dharma entthront, welcher Donna Katharina heirathete und dann seinerseits Jahre lang einen wahren Vertilgungskrieg gegen die Portugiesen führte. Im Jahre 1597 starb der letzte legitime König von Colombo, Don Juan Dharmapâla, indem er seine Länder Philipp II. vermachte. Demnach wurden die Portugiesen rechtmässige Eigenthümer der Insel mit Ausnahme von Jaffna, dessen nomineller König noch immer anerkannt wurde und von Kandy, wo sie Donna Catharina selbst eingesetzt hatten. Die verschiedenen kleinen Herrscher erkannten nun Philipp II. als ihren legitimen König an und zugleich wurde proklamirt, dass die Priester volle Freiheit geniessen sollten, das Christenthum zu predigen und religiöse Orden zu stiften. Die Portugiesen hielten eine Armee von 20,000 Mann, um etwaige Rebellionen zu unterdrücken und den Handel zu schützen. Die Hauptexportartikel waren damals Zimmt, Pfeffer, Muskat, welche königliches Monopol waren und ausserdem Ebenholz, Elephanten und Edelsteine. Doch auch mit diesen letztern Artikeln durfte Niemand ausser den Portugiesen Handel treiben, auch nicht die Eingebornen, Was an Zimmt zu viel produzirt wurde und nicht sofort verkauft werden konnte, wurde verbrannt, damit der Preis desselben nicht herabgehen sollte.

Colombo war der Sitz der Regierung und des Gouverneurs, der den Titel König von Malvana führte, sowie der zahlreichen adeligen Familien, welche um diese Zeit einwanderten, dagegen war Galle der Haupthandelsplatz, weil es einen natürlichen Hafen besitzt. Im Jahre 1616 eroberten die Portugiesen auch Jaffna und den nördlichen Theil der Insel, so dass nun die ganze Küstenregion in ihrem Besitz war. Doch schon 15 Jahre früher hatten Holländer auf der Ostküste Fuss gefasst und Beziehungen mit Vimala Dharma, dem König von Kandy angeknüpft. Sie kamen zuerst im Jahre 1602 unter Admiral Spilberg unter dem Vorwand Einkäufe von Zimmet zu machen, als sie aber sahen, wie die Verhältnisse auf der Insel standen, boten sie dem König von Kandy ein Bündniss an; dieser acceptirte es mit Freude, in der Hoffnung, dadurch etwas gegen die Portugiesen ausrichten zu können, und als er kurz darauf gestorben, wurde es von seiner Wittwe und Nachfolgerin, Donna Catharina, erneuert. Zugleich kam ein Gesandter vom Prinzen Moritz von Nassau, welcher versprach, die Königin im Falle eines Angriffes der Portugiesen mit Schiffen und Munition zu unterstützen. Die Holländer erhielten darauf 1612 die Erlaubniss, ein Fort in der Nähe von Trincomalie zu errichten und das Monopol für Zimmet, Perlen und Edelsteine. Senaratna, der zweite Gemahl der Donna Catharina, ging nun zum Angriff gegen die Portugiesen vor, und im Jahr 1630 brachte er ihnen eine empfindliche Niederlage bei, bei welcher auch der Gouverneur Constantin de Saa umkam. Im Jahre 1638 erschien dann auch eine holländische Flotte unter Admiral Westerwold auf dem Kampfplatz, welcher nacheinander Batticaloa, Trincomalie und Galle einnahm, bis der König von Kandy selbst über die Erfolge der Holländer in Schrecken gerieth und wieder heimlich die Portugiesen zu unterstützen anfing. Kurz darauf, 1640, kam die Nachricht, dass die Portugiesen Philipp den IV. vertrieben und sich von Spanien emancipirt hatten, und darauf sahen sich die General-Staaten veranlasst, da der Hauptgrund ihres Hasses weggefallen war, Friedensofferten zu machen. Im Jahre 1646 kam ein Waffenstillstand auf 10 Jahre zwischen den beiden Nationen zu Stande, indem beide ihre resp. Besitzungen in Ceylon behielten. In Folge der Intriguen des Königs von Kandy jedoch fingen die Feindseligkeiten bald wieder an, und von nun an sehen wir die Holländer ziemlich schnelle Fortschritte machen. Sie gaben allmälig Batticaloa und Trincomalie auf und concentrirten sich nach dem Westen, wo allein der Zimmet wächst; der Handel fing an schnell emporzublühen, hauptsächlich in Colombo und Galle, und auch fremde Schiffe wurden zugelassen, jedoch nur zu den Dépôts der Regierung; aller Handel zwischen Privaten, sowohl Import als Export, war streng verboten. Besonders streng waren die Holländer

gegenüber von den Muhamedanern, welche seit langen Jahren hauptsächlich den Handel mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln in ihren Händen gehabt hatten, die sie gegen Arekanüsse umtauschten. Der Zoll auf Kleidungsstücke, die von Muhamedanern importirt waren, wurde doppelt so hoch angesetzt als für die von Christen importirten, und der Handel mit Arekanüssen wurde ganz monopolisirt. Doch genügte das Alles nicht, um die Muhamedaner zu unterdrücken, welche noch heute den ganzen Detailhandel von Ceylon dominiren. Von den Artikeln, die heute hauptsächlich von Ceylon exportirt werden, geschieht in damaliger Zeit noch kaum Erwähnung. Kaffee existirte bereits, doch kannten die Einwohner seine Verwendung nicht und benutzten nur die Blätter, um ihre Speisen schmackhaft zu machen, und die Blumen um ihre Tempel zu dekoriren. Erst ungefähr ein Jahr nach der Ankunft der Holländer versuchte man den Kaffee zu kultiviren, doch sobald der Erfolg sich günstig erwies, wurde er von der holländischen Regierung unterdrückt, um nicht eine Konkurrenz für Java zu schaffen. Erst seit der Ankunft der Engländer wird die Kaffee-Kultur in grösserm Massstab betrieben. Auch Baumwolle soll früher in den nördlichen Gegenden gewachsen sein, doch verstanden die Einwohner sie nicht zu bearbeiten. Die Perlfischerei wurde damals auch schon betrieben, doch scheint sie lange nicht so produktiv gewesen zu sein wie jetzt, wo die Regierung etwa 200,000 R. jährlich daraus löst. Edelsteine gab es nur im Gebirge, das unter der Herrschaft des Königs von Kandy stand, und daher figuriren diese bei den Holländern nicht als Handelsartikel wie die Perle. Unter diesen Umständen ist es kaum zu verwundern, dass man in Holland einigermassen enttäuscht war über den Werth der neuen Acquisition. Man hatte sich jedenfalls zu hohe Vorstellungen von den Einnahmsquellen gemacht, die man in Ceylon zu finden hoffte. Die Kosten für Befestigungen und Unterhaltung von Militär überwogen die Einnahmen und die Rechnungen in den Jahren 1739—1761 zeigen ein jährliches Deficit von 172,000 Gulden, wovon freilich ein grosser Theil in die Taschen der Beamten gewandert sein mag.

Wir haben eine interessante Schilderung über die Zustände von Ceylon unter holländischer Herrschaft von einem englischen Schiffskapitän, Namens Robert Knox, welcher im Jahre 1660 nach der Ostküste von Ceylon verschlagen und mit sammt seiner Mannschaft von dem König von Kandy gefangen genommen wurde. Die Holländer bemühten sich vergebens, ihre Freilassung zu erwirken, und nach einigen Jahren, als sie die Hoffnung aufgegeben hatten, je wieder in ihre Heimath zurückzukehren, verheiratheten sie sich mit Eingebornen. Knox allein gab die Hoffnung nicht auf, und ihm gelang es endlich

nach 19jähriger Gefangenschaft, sich unter unsäglichen Mühseligkeiten durch ganz unbewohnte Gegenden bis zu den holländischen Ansiedelungen nach der Westküste durchzuschlagen. Er wurde dann von der holländischen Regierung zuerst nach Batavia geschickt, wo er dem General-Gouverneur über seine Erlebnisse in Kandy ausführlich Bericht erstatten musste und dann nach England zurücktransportirt. Dort veröffentlichte er einige Jahre darauf sein Buch, welches die einzige ausführliche Schilderung der Verhältnisse im singhalesischen Königthum des vorigen Jahrhunderts enthält und desshalb von höchstem Interesse ist. Was Knox über das tägliche Leben der Singhalesen, über ihre Gewohnheiten und Gebräuche sagt, trifft noch heutzutage zu, nur hat er vor heutigen Beobachtern den Vorzug, dass er so lange ausschliesslich in dem Reiche gelebt hat und daher viel tiefer in Alles eingedrungen ist, als die jetzigen Reisenden, die sich oft mit einem kurzen Aufenthalte begnügen und das Meiste nach Hörensagen aufzeichnen; für die Staatsverfassung des singhalesischen Königthums ist es sozusagen die einzige Quelle, da dieselbe seit der Unterwerfung des letzten Königs von Kandy 1833 fast vollkommen in Vergessenheit gerathen ist. Der König, von dem Knox gefangen genommen wurde, war Raja Singha II., ein grausamer Tyrann gegenüber seinem Volke und besonders gegenüber den Holländern, die in seine Gefangenschaft geriethen oder als Gesandte zu ihm geschickt wurden. Gegen Knox und seine Begleiter, welche Engländer waren, benahm er sich sehr massvoll und erlaubte ihnen alle möglichen Freiheiten, so lange sie keinen Fluchtversuch machten. Er offerirte ihnen sogar, sie unter sein Gefolge aufzunehmen, aber Knox schlug die Ehre aus, weil er wohl wusste, dass sich dadurch seine Chancen, zu entkommen, bedeutend verringern würden. Trotzdem war er wohl unterrichtet über alles was am Hofe vorging und sogar über die unbedeutendsten Vorfälle gab er getreulich Bericht. Raja Singha war wie alle Despoten, sehr misstrauischer Natur und erlaubte nie, dass einer von denjenigen Leuten, die ihn bedienten und die gewöhnlich von vornehmer Abkunft waren, wieder in die Familien zurückkehrten, damit er nicht die Palastgeheimnisse verrathen konnte; wenn er ihrer überdrüssig war, liess er sie ermorden. Tag und Nacht war er von Wachen umgeben, die jede Stunde abgelöst wurden und an einem Ende des Palastes war immer ein Trupp von Elephanten bereit, um im Falle einer Rebellion die Insurgenten niederzutreten. Bei Tische wurde er von Kaffern bedient, in die er mehr Vertrauen setzte als in seine Unterthanen; jedes Gericht war mit einem weissen Tuch bedeckt, und der Träger desselben hatte einen Maulkorb, damit sein Athem nicht die Speisen des Königs berühre.

Raja Singha starb im Jahre 1687 und auf ihn folgte sein Sohn und dann sein Enkel, mit welchem im Jahre 1739 das singhalesische Königsgeschlecht ausstarb. Auf dieses folgte dann eine Reihe von Telugufürsten welche im Verein mit den Einwohnern des Flachlandes vergebliche Versuche machten, das Joch der Holländer abzuschütteln. Im Jahre 1796 gingen dann die holländischen Besitzungen auf der Insel an die Engländer über, welche jedoch noch lange Zeit brauchten, um die ganze Insel in ihre Gewalt zu bringen. Das muss man immerhin anerkennen, dass die Engländer in der verhältnissmässig kurzen Zeit, dass sie Herren der Insel sind, viel mehr für die Zivilisation und für die materielle Wohlfahrt der Einwohner gethan haben, als Portugiesen und Holländer zusammen. Diese betrachteten Ceylon, wie alle andern Kolonieen, nur als Erwerbsquellen, aus denen sie so viel als möglich herausschlagen wollten und dazu waren ihnen die Eingebornen eher hinderlich als förderlich, daher suchten sie sich ihrer entweder zu entledigen, oder knechteten sie auf unmenschliche Weise. Bei den Engländern gilt gleiches Recht für Schwarze und Weisse, ja man kann sagen, dass sie eigentlich in den entgegengesetzten Fehler verfallen und die Schwarzen nur zu gut behandeln. Der Schwarze ist eben doch ein untergeordneter Charakter und wenn er Gelegenheit findet, seine Mitmenschen auszubeuten oder zu tyrannisiren, so wird er sie sicher nicht vorübergehen lassen. Daher kommt es, dass die eingebornen untern Beamten in den Landdistrikten alle Augenblicke abgesetzt und durch neue ersetzt werden müssen, weil sie der Versuchung nun einmal nicht widerstehen können, die ihnen anvertraute Macht zu missbrauchen; und zwar muss diese Absetzung immer auf administrativem Wege vor sich gehen, denn an ein gerichtliches Verfahren ist nicht zu denken, da die Eingebornen viel zu viel Angst vor ihren Vorgesetzten haben, als dass sie Etwas gegen sie aussagen würden. Noch vor zwei Jahren ist ein Fall vorgekommen, der geradezu unglaublich für einen Jeden klingt, der die Verhältnisse unter den Eingebornen nicht kennt. Ein Mudaliar, also etwa ein Gemeindepräsident, hat dort Jahre lang ein förmliches Tyrannenregiment geführt und zwar in unmittelbarer Nähe von dem Sitze der englischen Regierung, keine 20 Meilen von Colombo, ohne dass irgend Jemand etwas wusste. Er forderte einen bestimmten Tribut von seinen Untergebenen und wer ihn nicht gutwillig brachte, der wurde in Fesseln gelegt und in des Mudaliar's Keller geworfen. Einmal schlug er einen Mann, der ihm seinen Willen nicht thun wollte, dass er todt zu Boden fiel und bei der Gelegenheit wäre die Sache beinahe an's Licht gekommen; doch der Mudaliar wusste sich zu helfen;

er schlachtete einen Ochsen und nähte den Leichnam in dessen Haut und vergrub ihn; als nun am folgenden Tage die Kommission kam, um den Thatbestand aufzunehmen, sagte er, er habe allerdings einen Ochsen vergraben, der an einer bösen Krankheit gestorben sei und als man nun aufgrub und richtig die Ochsenhaut fand, lief die ganze Kommission davon, weil sie wusste, dass diese Krankheit auch für Menschen gefährlich ist. Auf dieses hin kam der Mudaliar diessmal noch davon, aber kurz darauf wurde er von seinem eigenen Sohne ermordet, bei welcher Gelegenheit dann die ganze Geschichte an den Tag kam zum nicht geringen Erstaunen des englischen Präfekten und des Gouverneurs, welche beide oft die Gegend besucht und auch die Gastfreundschaft des Mudaliars genossen hatten.

Im Gegensatz zu den Holländern und Portugiesen, welche das Land nur um seiner Produkte willen kolonisirten, haben die Engländer auch für die ärmern Distrikte viel gethan, um die Schrecken der fast jährlich wiederkehrenden Hungersnoth zu mildern. Sie haben auch einige der kleinern Bewässerungswerke restaurirt und dadurch der Reiskultur aufgeholfen; die grössten freilich nicht, da diese seit mehreren Jahrhunderten in Verfall sind und ihre Wiederherstellung, jetzt, wo die Zwangsarbeit abgeschafft ist, ganz unverhältnissmässige Kosten verursachen würde. Die Haupteinnahmsquelle ist für die Engländer natürlich die Kaffeeproduktion und daher wird auch keine Ausgabe gescheut, um Verkehrsmittel für den Kaffeedistrikt zu schaffen. Dort sind vorzügliche Strassen, die in jeder Beziehung mit unsern Alpenstrassen konkurriren können und die Eisenbahn geht jetzt auch schon fast bis in das Centrum der Kaffeedistrikte. Es gibt dort besonders auf dem Südabhang des Gebirges Plantagen, die schon 50 Jahre getragen haben, ohne dass der Boden irgend welche Spuren von Erschöpfung zeigt und zwar sind diejenigen, die am höchsten im Gebirge sind, gewöhnlich die allerbesten. Diese Ceyloner Plantagen werden alle von Tamils bearbeitet, die jährlich zu tausenden von Südindien einwandern, da die Singhalesen sich absolut nicht zu dieser Arbeit bequemen wollen. Die Aufseher sind gewöhnlich sog. burghers, d. h. Abkömmlinge von Eingebornen und Europäern, in neuerer Zeit jedoch auch viele Europäer, da diese gewöhnlich zuverlässiger sind. Wir alle wissen, wie schwer es den Engländern wird, sich eine fremde Sprache anzueignen und besonders hier in der Schweiz kann man es beobachten, wie sie förmlich die Prätension erheben, dass alle Leute auf Englisch mit ihnen konversiren sollen. In Indien und Ceylon ist das ganz anders; dort sehen sie sich der Nothwendigkeit gegenüber, die Sprache der Eingebornen

zu lernen und es ist wirklich ganz erstaunlich, in wie kurzer Zeit die jungen Leute, namentlich die Irländer und Schottländer, sich das Tamil aneignen. Diese Leichtigkeit, die einfach eine Folge der Nothwendigkeit ist, hat denn zur Aufstellung einer Theorie geführt, welche jetzt sogar von ganz ernsthaften Leuten vertheidigt wird, dass die Irländer und Schottländer, welche bekanntlich Celten sind, gleicher Art und Stammes mit den Tamils sein sollen und um diese absurde Theorie zu stützen, hat denn auch noch Jemand entdeckt, dass beide mit denselben Parasiten behaftet sind.

Der Unterschied in der Gesichtsbildung und in der Farbe zwischen den Singhalesen und Tamils ist so gross, dass man nach kurzem Aufenthalt auf der Insel die beiden auf den ersten Blick unterscheiden kann. Ein Unterschied in der Kleidung besteht nur in den Städten, wo die Singhalesen nur den Kamm und sonst keine Kopfbedeckung, die Tamils hingegen den Turban tragen, auf dem Lande hingegen tragen beide ohne Unterschied den Turban oder in Ermanglung eines solchen wenigstens ein Tuch. Die Bevölkerungszahl der Insel ist jetzt nahe an 2 $^1/_2$Millionen, wovon 1 $^1/_2$ Mill. Singhalesen und 700,000 Tamils; die übrigen Muhamedaner, Malayen und Europäer. Die südliche und westliche Küste sowie das Gebirge und die nördliche Ebene bis Anuradhapura sind von Singhalesen bewohnt, dagegen der Norden und Osten von Tamil, die Muhamedaner und Malayen vertheilen sich ziemlich gleich auf alle Distrikte. Das Leben der Singhalesen in den Dörfern ist im Grossen und Ganzen wohl noch dasselbe, wie es vor 1000 Jahren gewesen ist, höchstens mit dem Unterschied, dass Sklaverei und Frohndienst aufgehört haben. Ein jedes Dorf ist von Reisfeldern umgeben, welche den Einwohnern gemeinschaftlich gehören; darüber in entsprechender Höhe befindet sich das Wasserreservoir, wo das Wasser während der Regenzeit sich sammelt und dann durch Kanäle auf das Reisfeld geleitet wird; der Reis muss nämlich fortwährend unter Wasser stehen, bis zur Zeit, wo er reif ist, und wenn die Bauern sehen, dass zu wenig Wasser im Teich ist, um dies möglich zu machen, so geben sie sich gar nicht die Mühe, das Reisfeld zu bebauen. Das Dorf steht gewöhnlich auf dem künstlichen Damm, der den Teich abschliesst, manchmal so von Bäumen und Gestrüpp umgeben, dass man es gar nicht sieht, bevor man mitten darin ist. Die Eingebornen haben ausserdem die üble Angewohnheit, ihre Dörfer nie an die Strasse zu legen sondern in einer Entfernung von manchmal nur 20—30 Schritt, aber doch so, dass man es von der Strasse nicht sehen kann; da nun die Leute sich gewöhnlich bei einbrechender Dunkelheit nicht mehr aus den Häusern wagen, ist es mir oft vorgekommen, dass ich 3 oder 4 Dörfer

passirt habe, die auf meiner Karte verzeichnet waren, ohne sie zu bemerken und dann so und so viel Meilen wieder zurück musste. Die Dörfer bestehen aus einer Anzahl Lehmhütten, die möglichst eng zusammengebaut und von Kokosnussbäumen umgeben sind, das Ganze ist in der Regel auf eine sehr künstliche Art mit einem Zaun aus Bambusstöcken verbarrikadirt, über den man hinwegklettern muss, um in das Innere zu gelangen. Eine jede der im Dorf wohnenden Familien hat einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Reisfeld, der in der Familie forterbt, aber nicht ohne Zustimmung der Gemeinde veräussert werden darf. Der beste Theil gehört dem Häuptling des Dorfes, der zugleich berechtigt ist, von allen Einwohnern entweder einen Tribut in Naturalien oder eine Dienstleistung zu fordern. Dieser Anspruch des Häuptlings ist jedoch nicht mit seiner Person verknüpft, er ist vielmehr nur der Repräsentant des Eigenthümers, welcher je nachdem entweder die englische Krone oder ein buddhistischer Tempel oder auch ein Privatmann sein kann. Die englische Regierung respektirt nämlich alle Privilegien, die den buddhistischen Tempeln von den singhalesischen Königen verliehen sind, sobald sich die Schenkung irgendwie nachweisen lässt. Bei den Dörfern, welche Eigenthum der englischen Krone sind, besteht diese Verpflichtung zu Naturallieferungen und Dienstleistungen nur noch nominell, sie wird höchstens dann gefordert, wenn der Gouverneur oder sonst eine hochgestellte Persönlichkeit die Gegend besucht und Vorbereitungen für den Empfang gemacht werden müssen; bei den Dörfern hingegen, die Eigenthum eines buddhistischen Tempels sind, besteht sie *de facto* indem die Einwohner nicht nur Reis und Vegetabilien liefern, sondern auch bei bestimmten Gelegenheiten den Tempel schmücken, das Tamtam schlagen oder illuminiren müssen.

Alle Arbeiten, welche zur Instandhaltung des Reisfeldes und des Teiches nöthig sind, werden von den Einwohnern gemeinschaftlich ausgeübt; überhaupt setzt diese primitive Art der Agrikultur in hohem Grade ein gegenseitiges Verständniss und Ineinandergreifen der Betheiligten voraus. Das Pflügen geschieht durch Büffel, welche über den weichen, schlammigen Boden getrieben werden und da die Reisfelder terrassenförmig unter dem Teich angelegt sind, so dass das Wasser von einem auf das andere herunter fliesst, fängt man gewöhnlich von unten an und geht dann allmählig aufwärts; wenn der Fall eintritt, dass nicht genug Wasser im Teich ist, um sämmtliche Felder zu bebauen, so theilen sich die Einwohner zu gleichen Theilen in diejenige Parthie, die bebaut werden kann. Selbst in den besten Jahren ist die Reisernte in den meisten Gegenden des Innern nicht genügend, um den Bedarf der Einwohner zu decken; das ge-

wöhnliche Surrogat ist dann der sog. Korakan, eine Art Korn, welche auch auf trockenem Boden, der eben erst dem Walde abgewonnen ist, wächst. Die Reiskultur trägt in einzelnen Theilen von Ceylon gewissermassen einen heiligen Charakter, nur der Eigenthümer in Person soll daran Theil nehmen, sogar sein Weib und seine Kinder werden nur ausnahmsweise zugelassen. Doch kommen natürlich Fälle vor, wo ein Eigenthümer entweder nicht im Stande ist, die Arbeit selbst zu thun oder sich für zu vornehm hält, dann kann er sich durch einen Andern vertreten lassen, mit dem er die Produkte des Feldes zu gleichen Theilen theilt. Ein eigentliches Ausleihen für Geld kommt nicht vor, überhaupt ist das Geld in den Dörfern des Innern heutigen Tages so gut wie nicht im Gebrauch und man hat manchmal die grössten Schwierigkeiten, eine Rupee, welche an Werth etwa 2 Fr. gleich kommt, zu wechseln. Die grössten Geldstücke, die man antrifft, sind die engl. Sixpence, welche etwa 50 Cts. repräsentiren und diese werden in Ermanglung eines andern Aufbewahrungsortes an eine Schnur gezogen und den Kindern als einziges Kleidungsstück um den Hals gehängt.

Aller Kauf und Verkauf zwischen den Eingebornen ist Tauschhandel, wobei der Reis natürlich als hauptsächliches Tauschobjekt figurirt; auch die Leistungen der Handwerker, oder vielmehr des einzigen Handwerkers, der in allen Dörfern anzutreffen ist, nämlich des Wäschers, sowie die des Arztes werden mit Reis honorirt.

In den maritimen Provinzen existirt diese Art des gemeinsamen Landbesitzes nicht, sondern dort ist ein einzelner Privatmann Eigenthümer des Landes und lässt es durch die ärmern Einwohner des Dorfes für Geld bearbeiten. Dagegen existirt etwas ganz Analoges in den Fischerdörfern an der Küste, indem erstens der Fischgrund, dann aber auch die Boote und Netze dem ganzen Dorf gemeinschaftlich gehören und jeder Einwohner seinen Antheil daran hat. Nach einem jeden Fischfang wird der Ertrag dann folgendermassen vertheilt: $2\,^0/^0$ gehören dem Eigenthümer des Bodens, auf welchem die Fische an's Land gezogen werden, 25 % denen, die sie gefangen haben, 25 % den Eigenthümern der Netze und die übrigen 48 % den Eigenthümern des Bootes.

Ich habe vorhin erwähnt, dass diejenigen Dörfer, welche unmittelbares Eigenthum der englischen Krone sind, zu keiner Naturallieferung und zu keiner Arbeitsleistung verpflichtet sind; es ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als ob überhaupt keine Abgabe existirte, es gibt vielmehr eine bestimmte Abgabe von Reis, welche jedoch erst später eingeführt wurde und alle Dörfer zugleich trifft, sowohl die, welche im Besitz der Krone, als die, welche im Privatbesitz

befindlich sind. Woher diese Steuer eigentlich stammt, ist nicht mit Sicherheit auszumachen, doch ist es wahrscheinlich, dass bereits die Portugiesen und Holländer einen Theil von dem produzirten Reis als Abgabe erhoben, da es damals ja noch kein eigentliches Geld gab. Kurz nach der Einnahme des Landes durch die Engländer, im Jahre 1800, wurde durch königliche Proklamation eine Steuer von $^1/_{10}$ des Produzirten eingeführt und im Jahre 1818 wurde diese Verfügung auch auf das Königthum von Kandy ausgedehnt, welches inzwischen in englischen Besitz gekommen war. Diese Steuer warf im Jahr 1857 60,000 L. ab. Die Gesammteinnahme war im gleichen Jahre eine halbe Million und da die andern Einnahmsquellen der Regierung, hauptsächlich vom Verkauf von Land für Kaffeeplantagen sowie von den hohen Zöllen auf Arrakdestillation eher im Zunehmen begriffen sind, so hat man neuerdings die Frage weiter angeregt, ob es nicht besser sei, die Steuer auf Reis ganz abzuschaffen, weil sie entschieden ein Hinderniss der Produktion ist und Ceylon immer mehr von Indien abhängig macht.

Als die englische Herrschaft sich in Ceylon eingebürgert hatte, sahen die Eingebornen sehr bald ein, dass sie einen vortheilhaften Tausch gemacht hatten, nicht nur gegenüber den Holländern und Portugiesen, sondern auch gegenüber ihren eigenen Königen, die doch mit wenigen Ausnahmen richtige Despoten waren. Dies zeigt sich am besten darin, dass seit dem Jahre 1817 vollständige Ruhe im Lande geherrscht hat und dass die Truppen, welche die Engländer dort unterhalten, mehr *pro forma* da zu sein scheinen, als um einem wirklichen Bedürfniss zu genügen. Dass immer noch Uebelstände genug da sind, die das Leben auf der Insel für einen Europäer nicht gerade angenehm machen, das liegt, abgesehen von den Temperaturverhältnissen, hauptsächlich im Charakter der Eingebornen, der sich nun einmal nicht ändern lässt, und dafür kann man weder die englische Regierung noch eine der vorhergehenden verantwortlich machen.